**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 46 (1942-1943)
**Heft:** 4

**Artikel:** Der Wilddieb
**Autor:** Imhof, Marianne
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-665730

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 22.08.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Der Wilddieb

Erzählung nach einer wahren Begebenheit,
von Marianne Imhof

Es war im Jahre 1899. In einer schweren Sturmnacht zu Allerseelen pochten harte Knöchel rasch hintereinander an das Holztor der Eremitenhütte im Rickentobel. Nach kurzer Pause wiederholte sich das Klopfen, diesmal stärker, dringlicher. Endlich — durch die geöffneten Leisten des Vorladens drang die dunkle Stimme des Klausners: „Wer ist da?" — „Lasset mich ein, Pater Joseph — um Gotteswillen, tut mir auf, schnell, die Fahnder sind hinter mir her", flüsterte einer erregt gegen sein Ohr, dessen Stimme er nur allzu gut kannte; dem Scheuber Dölfi seine war's, dem er vor wenigen Tagen zwischen den Felsen der Sichelfluh auf einem nächtlichen Versehgang begegnet war. Wie ein irrender, verzweifelter Ahasver hatte er ausgesehen, der gehetzte Flüchtling. Und wie aus einer unbezwinglichen Gewalt heraus hatte es ihn niedergeschmettert zu den Füßen des Franziskaners, dem er reuemütig seine furchtbare Tat bekannte.

Pater Joseph erschrak. Der schwere Seufzer seiner aufsteigenden Bangigkeit wurde vom heulenden Sturmwind, der um die armselige Behausung des Eremiten tobte, hinweggefegt. Ein Schlüssel knarrte im rostigen Schloß, und durch die geöffnete Tür schlüpfte eiligst Adolf Scheuber, der Mörder. Hochatmend lehnte er sich mit dem Rücken gegen die verschlossene Holztüre, als müßte diese und seine verzweifelte Kraft nun allein genügen, um den Häschern den Weg zu versperren. Zuerst war Schweigen. Forschend, mit einem Ausdruck, der halb Grauen war und halb Mitleid, hafteten die dunklen Augen des Pater Joseph auf dem unheimlichen Gast. Schwarze Schatten lagen über dessen eingefallenem Gesicht, soweit die Haut durch das wildwachsende Bartgestrüpp schimmerte. Verschrammt, zerschunden waren nun die Hände, die früher den Stutzen so sicher zu führen wußten, erdverkrustet die derben Berglerschuhe, und zerrissen schlotterten ihm die Kleider um den abgemagerten Leib. Stumm wies der Klausner auf einen Stuhl. Der Flüchtling ließ sich schwer darauf niederfallen und barg das Gesicht in den Händen, während der Eremit sich anschickte, dem Verfolgten im Schein einer blackenden Öllampe einen warmen Trunk zu bereiten. „Du hast ein schweres Vergehen auf dich geladen, Adolf, das allerschwerste wohl, das es vor Gott gibt. Willst du dich nicht ergeben und dich selbst dem Gericht stellen? Schau, auch wenn sie dich nicht finden, die Landjäger, so wird dir doch das eigene Gewissen nie mehr auch nur eine Stunde der Ruhe gönnen; daran denk, Dölfi." Der Angerufene hatte seine Ellbogen auf die Knie, sein wildes Haupt in die rauhen Schalen seiner Hände gelegt und sprach, in die Dunkelheit stierend, wie zu sich selbst. Ja, er hat seit zwanzig Tagen ein entsetzliches Leben geführt, hatte im Schneegestöber und Regennächten zwischen steilen Felsen und unter freiem Himmel genächtigt und sich von Wurzeln genährt und von wilden Beeren und Pflanzen wie ein Waldtier. Es hatte Stunden gegeben, wo er sich dem Irrsinn nahe wähnte und wo ihm die Mauern eines Zuchthauses weit weniger schreckvoll erschienen wären als die nackten, schwarzen Felshäupter der heimatlichen Berge. „Wenigstens trage ich keine Ketten — wenigstens das nicht, Pater Joseph, sie sollen mich nicht noch einmal mit Handschellen im Bezirkshauptort einliefern — beim Eid nicht." Der Pater stellte eine Ohrentasse mit heißem Milchkaffee und ein großes Stück Gerstenbrot vor den Scheuber-Adolf hin, der das Getränk gierig an die Lippen führte. „Das wird dir Kraft geben für eine Weile, und da habe ich dir noch ein paar dürre Birnen eingepackt; über Nacht kann ich dich nicht da behalten. Wenn sie dich da aufstöbern sollten, dann werde ich selber strafbar. Das kann ich meinem Stand nicht antun und nicht meinem geistlichen Kleid." Und, als müßte er sich bei dem der Feme verfallenen noch entschuldigen, daß er ihn wieder in die Sturmnacht hinausjagen mußte, fragte er scheu: „Ja, aber, wo willst jetzt hin? Da oben im Rütiwald ist Aschwandens Holzhütte; da bist du wenigstens im Schärmen, bis der Tag graut." Er ging vor seine Klause und horchte in die Dunkelheit. „Es ist alles ruhig, jetzt darfst

du's wagen." Ein verzweifeltes Lächeln irrte um die bärtigen Lippen des wilden Jägers. Als ob er die Schlupfwinkel nicht noch besser kennen würde als der Alte da! „Vielleicht finde ich Konrad, den Bruder, noch heute nacht; der ist oft im Wallibalm im Holz um diese Zeit. Lebet wohl, Pater Joseph, und vielmal Dank." — „Geh in dich, Dölfi, hörst, dem Herrgott kannst du doch nicht entfliehen." Wieder knarrte der schwere Schlüssel im rostigen Schloß der Klausnerhütte, als Scheuber in der Nacht verschwunden war.

Und das war nun Wandel und Schuld dieses Verfemten. Hoch oben in einem kleinen Berggütlein, das den Eltern trotz harter Arbeit blutwenig abwarf, war er unter einer Schar von zehn Geschwistern in ein karges, notvolles Leben hineingewachsen. Auf stundenlangem Talweg mußte das große Brot, das der Familie vier Tage lang zur Nahrung diente, geholt werden; es war recht selten, daß sich die Familie satt essen konnte. Kaum eine Stunde weit hatte man von dem lottrigen Heimwesen aus in die Felsen zu steigen, um in den Bereich der Gemsen zu kommen. Mit kaum dreizehn Jahren schoß der junge Dölfi mit dem Gewehr des Vaters sein erstes Grattier und stillte seinen Hunger am rauchenden Blut. Ein paar Jahre später schon war der Jugendliche ein berüchtigter Wilderer und mit allen Ränken eines solchen vertraut. „Ein gottsträflicher Bleger ist der, ein Erbarmungsloser, der schießt die Kitzen von der Alten weg und die Muttertiere in der Tragzeit", sagten sie im Dorf unten vom Scheuber-Dölfi, und vielen war der Bursche unheimlich. „Seitdem der Gemsblut getrunken hat, haust er wie der Teufel zwischen den Flühen." — Und der Tag kam endlich doch, da ihn der Obwaldner Wildhüter in der Wandfluh überraschte und als Gefangener einlieferte. Angesichts zweier frischerlegter Gemsen half ihm das Leugnen nichts. Einen Monat Zuchthaus bei Wasser und Brot hatte es abgesetzt und eine gesalzene Geldbuße dazu. Als er zurückkehrte, da gab es viele unter den Eigenen, die ihn schier wie einen Märtyrer bemitleideten. Die unschuldigen Gemsen, sie hatten jetzt bösere Tage als je. Der Volksmund verbreitete beflissen schlimme Gerüchte, man hätte den Wilderer mit Ketten beladen durch das Dorf geführt und dem Gespött der Leute preisgegeben, und er sei miserabel behandelt worden im Zuchthaus." Das stimmte nicht, und der Wilderer wußte es selbst, daß es nicht stimmte; der Wildhüter galt als einer der Brävsten im Land, und er hatte nur seine Pflicht getan. Der Scheuber aber redete sich selbst in eine untergründige Rachsucht hinein. „Wenn er mir wieder einmal nachsteigt, der Wildhüter, dann wird ihn der Heimweg nicht mehr ermüden", prahlte er da und dort in den Wirtshäusern und ließ sich von der sich ihm zuwendenden Gunst der Gleichgesinnten recht gern verwöhnen.

Und wieder kam ein Tag, da in den Stunden zwischen Nacht und Morgen an den Steilhängen der Alp Schüsse knallten. Wieder schlichen zwei verwegene Gesellen auf verbotenen Wegen dem Wilde nach, der Scheuber Dölfi und der Schüpfen Hans, sein Kamerad. Weißgraue Nebelschwaden streichen um die Felsen. Einer von den beiden trägt eine ausgeweidete Gemse mit gekreuzten Läufen auf der Schulter und versucht, damit gegen das Witterfeld hinauf zu entkommen. Scheubers Jagdbeute, zwei Gemskitzen, liegen, blutarm noch, in einer Vertiefung des Geröllfeldes. Hinter zwei großen Steinen hatte Scheuber mit schußbereitem Gewehr Posten gefaßt, als der erste Warnruf des Wildhüters und seines Sohnes bis zu ihm und seinem Gefährten hinauf drang. „Werft die Waffen ab, ergebt euch!" — Ein Schuß zerschmetterte schon das letzte Wort im Munde des Wildhüters, der mit einer furchtbaren Kopfwunde entseelt in das Geröll der Steine sank. In grimmigem Schmerz will der Sohn den Meuchelmord an seinem Vater rächen. Doch ehe seine zitternde Hand noch Zeit findet, den Flintenhahn zu berühren, ertönt ein zweiter und dritter Knall von oben, und Joseph, der Sohn, teilt das Geschick seines Vaters. Ein großer Stein wird zum Totenkissen für das blutende, junge Haupt. Der Mörder floh. Die nackten, dunklen Felsen der einsamen Alp aber übernahmen die Totenwache, bei den in Ausübung ihrer Pflicht ruchlos Gefällten.

Die Untat war nur wenige Meter weit von der Kantonsgrenze entfernt erfolgt. Dort galt noch die Todesstrafe auf Mord. Scheubers Haupt war dem Henker verfallen. Die Aussicht auf die zu erwartende, schmachvolle Sühne drückte schwer

auf Scheubers Seele, weit mehr aber noch auf jene seiner jungen Frau, die ihm zwei Kinder geschenkt, ja sie belastete selbst die Gemüter seiner engern Landsleute. Die Tat aber mußte gesühnt werden. An alle Grenzen ging der Steckbrief mit dem Konterfei des Scheuber Adolf, und es wurden Bürgerwehren aufgeboten, um den Missetäter einzufangen. Er blieb verschollen. Die Grate und felsigen Schlupfwinkel der heimatlichen Berge hielten ihm, dem Verwegenen, die Treue.

Die Sage aber, um ihn, den gehetzten, gejagten Verbrecher, sie wollte im Volk nie verstummen. Es hieß, sein Bruder, der Holzhacker und Bergführer würde ihm nächtlicherweise manchmal das Essen zutragen an eine verborgene Stelle hoch oben in den Flühen und der sei es auch gewesen, der ihn einmal auf einem Zweiräderkarren in einem mächtigen Mostfaß versteckt, am heiterhellen Tag durchs Dorf geführt und dabei mit dem Dorfpolizisten ein paar gemütliche Worte gewechselt habe. Dann wieder ging das Gerücht, der wilde Bergbach habe ihn verschluckt und der gäbe seine Opfer nicht mehr heraus. Und nachts zuvor noch sei er heimlich in seine Hütte eingekehrt, um Abschied zu nehmen von seiner Frau und seinen Kleinen.

An jenem herrlichen Frühlingstag, als eine Gruppe Bergführer vor dem Bahnhof des Kurortes auf Fremden-Kundschaft wartete, war es nur ein einziger Tourist in voller Sportausrüstung, glattrasiert und mit dunkler Sonnenbrille, der aus einem Zweitklaßwagen stieg und sich Konrad Scheuber, den Bergführer, zum Begleiter auswählte. Der Name Josua Mangold stand auf der Legitimationskarte des Fremden. Es gab noch ein kurzes Hin und Her über die Führertaxe. Führer Scheuber hätte kein Mensch anmerken können, daß er den Touristen kannte und sehr gut kannte, doch endlich wurde man handelseinig. Konrad Scheuber sollte den ausländischen Herren über den Gletscher ins Urnertal führen; man wollte gleich aufbrechen. Keiner aber ahnte, daß es Scheuber Adolf selber war, der sich hier von seinem eigenen Bruder über den Berg führen ließ, vor seiner wohlvorbereiteten Flucht — nach Paraguay.

## Vorbeugen oder heilen . . . ?

Viele Eltern halten ihre Erziehungsweise deshalb für richtig, weil sie dabei auf keine Schwierigkeiten stoßen. Alles, was sie tun, läuft reibungslos und glatt ab. Aber nicht selten erkennen sie durch spätere plötzliche Enttäuschungen einen jahrelangen Irrtum. Sie entdecken auf einmal schlimme Erziehungsfehler, die seither verborgen geblieben waren. Das Kind hat seine erschütternden Erlebnisse vor den Augen der Eltern geheimgehalten.

Es seien aus den unzähligen Beispielen aus dem Alltag nur einige wenige genannt:

Manche Mutter erkauft sich den Gehorsam ihres Kindes mit Versprechen und Belohnen. Dieses Verfahren bewährt sich eine Zeitlang ganz gut. Jedesmal, wenn es sich darum handelt, daß der kleine Trotzkopf gehorchen soll, stellt ihm die Mutter etwas in Aussicht, was er gerne hat, etwa Süßigkeiten, Spielzeug usw. Aber bald genügen die kleinen Geschenke nicht mehr, weil die Ansprüche wachsen. Es wird immer schwieriger, sie zu befriedigen, bis es zuletzt gar nicht mehr gelingt. Dann steht die Mutter der tief bedauerlichen Tatsache gegenüber, daß sie über eine erschreckende Unfolgsamkeit nicht mehr Herr wird. Sie ist am Ende ihrer Erziehungskunst angelangt. Hilfesuchend kommt sie in den Kindergarten oder in die Schule. Dort erfährt sie, was sie vielleicht inzwischen selbst erkannt hat, nämlich: ihre eigene Schuld!

Oder eine überängstliche Mutter hält ihren Schützling bis zum Eintritt in die Schule vom Umgang mit andern Kindern völlig fern. Beschränkt auf den phantasievollen Verkehr mit seiner Puppe wächst das Kind allein und einsam auf. Beim Schuleintritt steht es dann fremd und unbeholfen der Wirklichkeit gegenüber. Trotz eifrigster Bemühungen gelingt es dem Lehrer kaum, das vereinsamte Kind mit der Gemeinschaft seiner Altersgenossen enger zu verbinden. Es bleibt bei Spiel und Unterricht immer etwas abseits stehen. Sehr schlimme Folgen stellen sich bei dem Kinde ein, das frühzeitig an die ständige Anwesenheit der Mutter gewöhnt wird. Sie muß